

## **Räume für interreligiöse Begegnung: Elternhaus, Kindergarten, Schule**

*Podium am Samstag, 23. Mai, Hochschule für Künste, Überseestadt*

MITWIRKENDE: Dr. Anke Edelbrock, evangelische Theologin, Tübingen  
Lama Kaddor, islamische Religionspädagogin, Autorin und  
Lehrerin für Islamkunde, Duisburg  
Zehra und Dr. Michael Blume, muslimisch-christliches  
Ehepaar, Filderstadt  
Ali-Nihat Koc, muslimischer Vorsitzender Koordinierungsrat  
des christlich-islamischen Dialogs, Nürnberg

MODERATION: Peter Schreiner, Münster

**Zehra Blume:** Wir sind seit knapp zwölf Jahren verheiratet. Bereits bei unserer Eheschließung haben wir auf das gemeinsame Christlich-Islamische geachtet. Wir haben in beiden Religionen unsere Ehe segnen lassen, später haben wir das auch bei unseren Kindern so gehalten. Wir haben sie christlich-islamisch segnen lassen, versuchen ihnen Grundlegendes beider Religionen mit auf den Weg zu geben und betonen auch immer wieder, dass sie später dann selbst entscheiden können und auch sollen. Uns ist wichtig, dass wir ihnen einen Glauben an Gott mitgeben. Für welche Religion sie sich später entscheiden, das möchten wir ihnen überlassen. Wir versuchen dazu eben auch zu Hause, Religion und Religiosität immer wieder mit einfließen zu lassen; durch Gebete, vor dem Essen, vor dem Schlafengehen, durch Geschichten zu den Religionen, zu den Propheten. So versuchen wir das in beiden Religionen auch zu leben.

**Michael Blume:** Ergänzend kann man vielleicht noch sagen, dass bei uns die beiden Familien relativ nahe zusammenleben. Die Kinder werden in die Familien einbezogen. Bei Zehras Familie sind sie dann Teil eines muslimischen Fa-

milienverbands und bei meiner Familie – gut, da ist nur noch ein Teil christlich engagiert, der andere eher weniger – auch da haben sie dann das kulturelle Umfeld. Von daher ist das bei uns auch ein Stück weit ein Alltagserlebnis, dass die Kinder unterschiedliche Kulturen und Sprachen erleben.

Als wir damals geheiratet haben, war das noch ganz groß: »Oh, jetzt heiraten also auch männliche Christen Musliminnen, früher gab es das nur umgekehrt.« Ich weiß noch, dass eine Fernsehsendung uns unbedingt haben wollte. Wir haben das schon nach den Vorgesprächen abgelehnt, weil etwa gefragt wurde, ob mein Schwiegervater mich bedroht hätte, ob wir Probleme hätten. Bis ich dann irgendwann gesagt habe: »Glauben Sie mir, er hat nicht mal einen Krumsäbel!« Das waren wirklich Klischees, die dort abgefragt worden sind. Inzwischen erleben wir, dass solche Ehen immer häufiger geschlossen werden, was wohl auch daran liegt, dass Musliminnen häufiger erfolgreich sind, in Schule und Universität. Wenn die Tochter dann irgendwann mit Ende Zwanzig an der Universität arbeitet, dann wird in den muslimischen Familien auch irgendwann der Matthias oder der Markus akzeptiert. Von daher erleben wir das eigentlich schon als ein Stück Normalität. Ich kann selber dazu sagen, dass ich mich jahrelang ehrenamtlich als Vorsitzender einer christlich-islamischen Gesellschaft engagiert habe. Ich habe religionswissenschaftlich zu dem Thema gearbeitet und bin jetzt beruflich im Staatsministerium Baden-Württemberg zuständig für die Beziehungen zu Juden und Muslimen. Ich kann Ihnen aber auch sagen, im Alltag funktioniert das meist viel besser als in der Wahrnehmung der Medien.

**Peter Schreiner:** Das klingt ja geradezu ideal, fast gar nicht zu glauben, und provoziert natürlich die Frage: Wo sind denn Grenzen, wo sind denn auch Probleme, die Sie erlebt haben. Oder gibt es die gar nicht und es ist alles in Butter?

**Zehra Blume:** Ich begleite meinen Mann auch zu Gottesdiensten an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, die Lieder singe ich aber nicht mit. Da ist bei mir die Grenze erreicht. Aber ansonsten funktioniert es, glaube ich, ganz gut.

**Michael Blume:** Wir diskutieren schon. Die Geschichte vom verlorenen Sohn findet meine Frau beispielsweise eher ungerecht. Oder ich erinnere mich daran, dass ich einen Rüffel kassiert habe, als ich abends in der Bibel gelesen und sie danach auf den Boden gelegt habe. Da sagte sie: So geht man mit einem heiligen Buch nicht um, man legt es nicht auf den Boden. Das war zum Beispiel auch so ein Lerneffekt. Letzten Endes ist es dann so: An den muslimischen Feiertagen sind wir bei Zehras Familie, da gehen wir auch mit in die Moschee, und an den christlichen Feiertagen gehen wir gemeinsam in die Kirche. Das ist schon ein gemeinsames Erleben, aber von mir wird nicht erwartet, dass ich jetzt muslimisch bete. Und umgekehrt würde ich jetzt Zehra auch keinen Liedtext zumuten, in dem sie Jesus als Gottes Sohn anbeten muss. Wenn man das aneinander respektiert, dann geht das ganz gut. Schweinefleisch gibt es bei uns zu Hause nicht, aber umgekehrt darf ich auch schon mal ein Biermischgetränk trinken. Man findet da schon Kompromisse.

**Frage aus dem Publikum:** Sie beide sind sich ja einig, da ist das ja einfach. Aber was machen denn die beiden Kinder: Beten sie einmal in der Kirche und

beten sie dann auch in der Moschee, oder machen sie beides nicht und schauen sich das nur an?

**Michael Blume:** Die machen beides. Wer sie ins Bett bringt, betet mit ihnen. In die Kirche kommen sie mit und sind auch gerne in der Kinderkirche, und bei den Schwiegereltern haben sie dann auch schon so einen kleinen Gebetsteppich; wenn sie wollen, können sie da auch beten. Wir sagen ihnen auch: »Wir sind der festen Überzeugung, wir beten zum gleichen Gott.« Bei der Segnung hatten sie auch jüdische Freunde dabei und das war dann auch eine lustige Situation: Die muslimischen Freunde haben den Gebetsteppich geschenkt, die christlichen Freunde eine Bibel aus Rom, und als dann die jüdischen Freunde so einen kleinen Stern aus Jerusalem mitgebracht haben, haben wir gesagt: »Also wenn das nicht wirkt!«

**Schreiner:** Sie haben im Vorgespräch gesagt, dass Ihre Kinder den katholischen Kindergarten besuchen. Wie sind denn Ihre Erfahrungen damit? Wie geht der Kindergarten mit Ihrer Situation um, und wie sehen Sie den Kindergarten?

**Zehra Blume:** Der Kindergarten ist sehr offen für diese Themen. Ich selber war an einem katholischen Mädchengymnasium und habe die Erfahrung gemacht: Wenn Religion schon ein Grundthema ist, dann sind die Menschen auch offener für eine andere Religion. So achten die Erzieherinnen sehr darauf, dass die Kinder kein Schweinefleisch bekommen. Andererseits begehen sie natürlich auch die christlichen Themen und Feiertage sehr intensiv. Jesus ans Kreuz genagelt: Da werden wir dann zu Hause intensiv nochmal befragt: »Mama, warum, wieso, weshalb? Wir haben das und das im Kindergarten besprochen.« Sie beschäftigen sich sehr intensiv mit diesen Themen, sind aber auch sehr offen für anderes, so gehen sie zum Beispiel einmal die Woche in die Türkischförderung, sodass diese Themen auch wirklich mit in den Alltag einfließen. Das finden wir sehr positiv und das bewundern wir auch sehr.

**Schreiner:** Also auch mit dem katholischen Kindergarten scheint es gut zu funktionieren. Das gibt mir die Möglichkeit, Frau Edelbrock zu fragen: Sie haben den Umgang mit Religionen in Kindergärten untersucht, sowohl in christlichen als auch in kommunalen. Was können Sie aus Ihrer Sicht zu den Erfahrungen, die uns das Ehepaar Blume vorgestellt hat, sagen?

**Anke Edelbrock:** Ich kann die Erfahrungen von Frau Blume bestätigen. Sie sagten: »Da, wo Religion thematisiert wird, da ist man auch offen für interreligiöse Fragen.« Das haben wir in unserer Untersuchung »Mein Gott, dein Gott. Interkulturelle und interreligiöse Bildung in Kindertagesstätten«, die wir an der Universität Tübingen durchgeführt haben und die von der Stiftung Ravensburger Verlag finanziert wurde, auch festgestellt. Wir haben Kindergärten befragt: insgesamt 364 Einrichtungen, die zusammen 25789 Kinder betreuen. Es waren sowohl Kindergärten in städtischer Trägerschaft als auch Kindergärten in kirchlicher Trägerschaft dabei. Wir haben gesehen – was zu erwarten war –, dass christliche Bildung natürlich in den Kindergärten christlicher Trägerschaft stattfindet. Und dann haben wir gefragt: Wie offen ist man denn für eine grundsätzliche religiöse Bildung? Wir haben gemerkt: Damit tun sich die Erziehe-

rinnen, die in kirchlicher Trägerschaft arbeiten, viel leichter als Erzieherinnen, die in städtischen Einrichtungen beschäftigt sind. Interreligiöse Bildung gab es dann noch besonders dort, wo es der kulturelle und religiöse Hintergrund der Kinder notwendig machte. Aber dann haben wir auch in städtischen Einrichtungen oft festgestellt, dass religiöse Bildung überhaupt nicht vorkommt. Da blieben die Kinder mit ihren Fragen dann quasi alleine. Und da denke ich, das kann es eigentlich nicht sein! Weil auf die Fragen: »Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Was ist eigentlich vor meiner Geburt gewesen? Was ist nach meinem Tod?« – also auf transzendente Fragen –, da haben Kinder ein Recht darauf, Antworten zu bekommen! Ich finde es ganz wichtig, dass die Kinder mit solchen Fragen nicht allein gelassen werden. Denn kleine Kinder haben unheimlich viel Fantasie, und allein gelassen mit diesen Fantasien können sich auch Ängste entwickeln.

Eine Zielrichtung der interreligiösen Bildung ist für mich, Kinder interreligiös denk-, sprach- und handlungsfähig zu machen. Denkfähig, damit meine ich, dass man bestimmte Dinge zuordnen kann, dass man sagt: »Weihnachten ist ein christliches Fest«; dass man ihnen muslimische und jüdische Feste erläutert. Sprach- und handlungsfähig zu sein bedeutet dann auch, dass man sich zum Beispiel gegenseitig ein schönes Opferfest wünscht, so wie man sagt: »Schöne Weihnachten«, dass das einfach ganz normal wird. Zur Denkfähigkeit gehört auch, dass Kinder merken: »Diese Fragen, die haben meine Eltern und andere Erwachsene auch schon vor mir gehabt.« Dann sind die Kinder und ihre Fragen ernst genommen. Und es ist wichtig, dass nicht nur interkulturell, sondern auch interreligiös gearbeitet wird, weil das eine ohne das andere nicht geht.

**Schreiner:** Religion sollte also ein Thema sein, nicht nur in christlichen Kindergärten. Jetzt haben Sie ja eine ganze Reihe von Kindergartenleiterinnen und -leitern befragt. Was würden Sie denn Kindergärten nun empfehlen, die sagen: »Na ja, wir würden ja gerne, aber wir wissen gar nicht, wie das geht. Das ist alles so kompliziert und es gibt so viele Fragen und die Eltern haben so große Erwartungen« – Haben Sie Empfehlungen für die Kindergärten?

**Edelbrock:** Ich würde gern zunächst noch ein Stück zurückgehen, nämlich zu den Kindern selbst: Ich finde es ganz spannend, dass die Kinder Religion untereinander besprechen, auch dann, wenn sie von den Erzieherinnen nicht angesprochen wird. Zwei kleine Beispiele: Einmal sagte ein Kind: »Das muslimische Kind, das hat ja eine Allergie!« Da war dann die Erzieherin ganz erstaunt: »Wieso denn eine Allergie?« »Ja, das kriegt doch ein anderes Essen.« Es war den Kindern eben nicht erklärt worden, warum das muslimische Kind kein Schweinefleisch isst, und da machen sich die Kinder dann ihren eigenen Reim auf das, was sie erleben. Religion mit Allergie zu verwechseln, das können wir so nicht stehenlassen, da müssen wir den Kindern doch die Dinge erklären. Ein anderes Beispiel war, dass bei einem Elternabend ein Ehepaar sagte: »Wir verstehen es überhaupt nicht, unsere Kinder wollen nur noch die berühmte Nuss-Nougat-Creme oder Käse auf ihrem Brot haben, aber keine Wurst.« Und dann kam heraus, dass ein muslimisches Kind im Kindergarten

gesagt hatte: »Wurst isst man aber nicht, davon kriegt man ein dickes linkes Bein.« Das hatten die Kinder mit nach Hause genommen, hatten es aber nicht großartig erklärt, sondern wollten Käse, Marmelade oder eben Nuss-Nougat-Creme als Brotaufstrich für das Kindergartenbrot. Auch hier wird deutlich: Kinder besprechen religiöse Themen – und zwar auch ohne Input seitens der Erziehenden. Und ich denke, da haben die Kinder ein Recht auf religiöse Aufklärung und Bildung.

Nun komme ich zu Ihrer Frage: Klarheit und Transparenz wären mir wichtig, dass man zum Beispiel von vornherein fragt, welche Religion zu Hause vertreten wird, dass man Äußerungen von Kindern dann auch einordnen kann. Und dass man in kirchlichen Einrichtungen muslimische Eltern auf jeden Fall fragt: »Ist es in Ordnung, wenn Ihr Kind mit in den Gottesdienst geht?« Das ist für manche okay, für andere ist es eine Grenzüberschreitung. Sie haben, Frau Blume, die christlichen Lieder gerade angesprochen: Ist es für die Kinder – beziehungsweise für die Eltern der Kinder – in Ordnung, dass sie diese Lieder singen?

Es geht hier um Klarheit und Transparenz nicht nur den Eltern gegenüber, sondern vor allem auch den Kindern gegenüber. Das zeigt sich auch bei Kindern ohne Religionszugehörigkeit. Wenn man sie fragt, dann sagen sie ganz oft: »Ich bin nichts.« Das sind die Kinder nicht! Man muss diesen Kindern verdeutlichen, zu keiner Religion zu gehören, bedeutet nicht, nichts zu sein. Das wäre ja eine grundsätzliche Identitätsverneinung. Man muss auch sie sprachfähig machen: »Ich gehöre zu keiner Religion«, »Ich bin Christin« oder »Ich bin ein muslimisches Kind«.

Es geht letztlich um ein Stück Selbstverständlichkeit, mit der die verschiedenen Religionen im Kindergarten für die Kinder transparent gemacht werden, zum Beispiel: Weihnachten ist ein christliches Fest. Man braucht Bücher und erläutert: »Da haben wir jetzt ein christliches Fest – da haben wir ein muslimisches Fest.« Also diese Punkte – Klarheit und Transparenz – sind meine zwei Schwerpunkte.

**Schreiner:** Sie unterstreichen, dass die Kinder bei diesem Prozess nicht außen vor bleiben, sondern dass sie den Kindergarten als einen Raum erleben, in den sie regelmäßig gehen, den sie mitgestalten und in dem religiöse Bildung eine wichtige Rolle spielen sollte.

Herr Koc, was sind Ihre Erfahrungen mit Kindergärten in muslimischer Trägerschaft?

**Ali-Nihat Koc:** In unserem Nürnberger Begegnungszentrum »Medina« empfangen wir Kindergartengruppen, weil wir pädagogisch ein besseres Verständnis der Religionen bei uns umsetzen wollen. In unserer Begegnungsstätte ist ein kleines orientalisches Museum aufgebaut, eine kleine Schau-Moschee. Wir halten es für sehr wichtig, dass wir den Kindern neben den Dingen, die wir erzählen, auch ein kleines gemeinsames Ergebnis mitgeben. Unser Motto heißt nämlich: »Erzähle mir und ich werde vergessen« – das, was wir den Kindern erzählen, vergessen die ziemlich schnell wieder. Dann heißt es weiter bei uns: »Zeige mir und ich werde mich erinnern.« Wenn wir sie durch das Museum führen, zeigen wir ihnen dort viele schöne Sachen. Und das Dritte ist: »Betei-

lige mich und ich werde verstehen« – und so liegt bei uns auch ein Schwerpunkt auf der Erlebnispädagogik: Wir lassen sie teilhaben an unserer Religion, auch wenn es nur für zehn Minuten oder eine Viertelstunde ist. Wenn wir in die Moschee gehen, dann gibt es eine Verkleidungsaktion, da freuen sich die Kinder meistens sehr darauf. Die Jungs werden eingekleidet, kriegen eine Art Kippah, einen Fez, und lange Gewänder. Auch die Mädchen werden eingekleidet. So sind mögliche Berührungspunkte schnell abgebaut, wir machen das sehr spielerisch.

Uns besuchen im Jahr etwa 5000 Schülerinnen und Schüler im Rahmen des Religionsunterrichts – wohlgemerkt, wir machen das ehrenamtlich. Und mittlerweile kommen auch sehr viele Kindergartengruppen. Als sich die erste Kindergartengruppe bei uns angemeldet hat, da haben wir gedacht: »O Gott, was willst du den Kleinen erzählen? Die fünf Säulen kannst du eh nicht erzählen, das ist viel zu kompliziert.« Danach waren wir begeistert, wie aufnahmefähig die kleinen Kinder waren: Wie wir uns in der Moschee hingesetzt haben, wie wir ihnen diese Predigerkanzel, die Freitagstreppe und so weiter gezeigt haben – da haben sie sich dann in Reih und Glied aufgestellt, jeder wollte mal auf die Freitagstreppe drauf, jeder wollte mal auf die Predigerkanzel, jeder wollte mal den Fez vom Imam aufsetzen. Dann haben wir gesagt: »Jetzt kommt gleich der Imam rein. Wenn der Imam reinkommt, dann sagt er: ›Salam alaikum‹, und wir antworten mit: ›Alaikum Salam‹.« Beide Formen bedeuten: »Friede sei mit dir.« Und dann kam der Imam rein und hat gesagt: »Salam alaikum«, die Kinder haben alle geantwortet: »Alaikum Salam«. Und wie sie dann den Imam sahen mit seinem langen Gewand und mit seiner Kopfbedeckung, da waren sie zuerst ganz still, wie beim Weihnachtsmann.

Wichtig ist eben dieses gemeinsame Erleben. Ich denke, das bleibt bei den Kindern wirklich haften, einfach zu sehen, das war jetzt das Fest, von meinem Freund, dem Ali, oder wem auch immer, und das war einfach schön.

**Schreiner:** Ich würde jetzt gern Ihnen auf dem Podium noch mal die Möglichkeit geben, auf das, was Sie gehört haben, zu reagieren.

**Michael Blume:** Ein Aspekt, den ich nur unterstreichen kann und der auch bei allen anklang, ist, das Religiöse ernst zu nehmen, ob das auf politischer, gesellschaftlicher oder familiärer Ebene ist. Zu sagen: »Das spielt doch alles gar keine Rolle, das lassen wir weg, das kommt schon nicht« führt nicht weiter. Kommt eine Krisensituation, hat man dann überhaupt nichts, auf das man sich beziehen kann. Solange also der Himmel voller Geigen hängt, sollte man miteinander reden, sollte man sich kennenlernen, da ist man ja auch wunderbar interessiert aneinander. Dann kann man in schwierigen Zeiten darauf zurückgreifen. Ich glaube, ein häufiger Fehler in der Gesellschaft ist es, religiöse Themen nicht anzusprechen und dann zu erwarten, dass man schon irgendwie klar kommt – und dann bricht irgendeine Situation auf: Krankheit, Todesfall, Attentat. Und plötzlich wird klar, man hat nie die guten Zeiten genutzt, um zueinander einen Draht aufzubauen.

Natürlich, die Muslime sind in der Minderheit, deshalb ist klar, dass sie relativ häufig eine erklärende Haltung einnehmen, aber sehr viele Muslime wün-

schen sich auch, dass wir Christen offener über unseren Glauben sprechen. Wenn ich mit jüngeren Muslimen spreche, wird immer wieder gefragt, was wir eigentlich an Weihnachten feiern.

Wir haben in Deutschland das Christentum ja zu einer sehr starken Familienkultur entwickelt, zu der andere eigentlich gar keinen Zugang finden. Ich finde es wunderschön, wenn Christen zum Beispiel Moscheen besuchen, wenn sie sich an Festen beteiligen. Umgekehrt sollten wir auch den Mut finden – und das werden dann auch einige sagen –, auch mal zu uns einzuladen und daraus eine gegenseitige Begegnung zu machen. Sie glauben nicht, wie häufig ich das gehört habe: »Jetzt lebe ich seit zwanzig Jahren in Deutschland, und Sie sind der Erste, der mal mit mir über den christlichen Glauben gesprochen hat.« Oder: »Jetzt weiß ich endlich, was Christen an Ostern feiern, dass es eben nicht nur ein Frühlingsfest mit Eiern ist, sondern dass da eine Bedeutung dahintersteckt.« Also: Mut zur Religion! Mut zum Gespräch miteinander, dann klappt es auch mit dem Zusammenleben. Das ist so ganz grob die Erfahrung, die wir machen.

Und in der Entdeckung der anderen Religion wird das Eigene auch eher spannender. Wenn ich weiß, was ein Imam ist, dann heißt das nicht, dass ich den Pfarrer weniger schätze, sondern im Gegenteil, dann finde ich ihn vielleicht viel interessanter, weil deutlich wird, wo die Unterschiede und Gemeinsamkeiten sind.

**Edelbrock:** Ich nehme das gern noch einmal auf und denke, für die Kindertageseinrichtungen heißt das dann zum Beispiel, die naheliegende evangelische und katholische Kirche genauso zu besuchen wie die Moschee. Nach unserer Untersuchung hat eine Durchschnittskindergartengruppe folgende Zusammensetzung: In einer zehnköpfigen Gruppe sind fünf christliche Kinder, drei muslimische und zwei nicht-religiöse. Da sehen wir einfach: Die Pluralität ist im Kindergarten vorhanden. Sie auch aufzunehmen und von vornherein zu thematisieren, wie Sie, Herr Blume, das auch gerade angesprochen haben, finde ich für die Einrichtungen einen ganz wichtigen Punkt. Es geht darum, es von vornherein den Kindern als Normalität verständlich zu machen.

Dafür gibt es auch entsprechende Materialien: Moscheen als Bauklötze, ebenso Kirchen, das Kennenlernen von arabischen Schriftzeichen, den Kinderkoran genauso wie die Kinderbibel.

Dazu würde ich ermutigen. Ich sehe aber auch sehr deutlich: Die Anforderungen an Erzieherinnen sind sehr groß. Da wird seit PISA jetzt sehr viel verlangt. Ich sehe natürlich auch, dass da Unterstützung notwendig ist, und finde, wir müssen auch die Trägerschaften in ihre Pflicht nehmen. Das kann eine einzelne Erzieherin nicht alles alleine leisten. Das ist auch ganz deutlich eine politische Aufgabe, dass Weiterbildungen angeboten werden, dass grundsätzlich in die Ausbildung von Erzieherinnen solche Fragen aufgenommen werden. Wir können ja nicht erwarten, dass das alles abends auf dem Sofa geschieht. Das geht nicht, und da müssen wir eben auch politische Forderungen erheben.

**Schreiner:** Das ist nochmal ein wichtiger Hinweis, dass wir auch die Erzieherinnen und Erzieher darauf vorbereiten müssen, mit dieser Pluralität im Kindergarten umgehen zu können.

**Michael Blume:** Ich will noch einen Punkt in die Debatte geben, der mir als Vater sehr wichtig ist. Wir erleben es immer wieder, dass muslimische Kindern als »Ausländerkinder« oder »türkische Kinder« bezeichnet werden. Ich kann nur sagen, dass zum Beispiel in Baden-Württemberg 80 Prozent der Kinder, die den muslimischen Religionsunterricht besuchen, deutsche Staatsbürger sind. Die sind hier aufgewachsen, sind hier geboren. Natürlich muss sich niemand für seine Herkunft entschuldigen oder schämen, aber ich glaube, dass dies ein ganz wichtiger Aspekt ist, den wir den Kindern auch im eigenen Denken nicht vermitteln. Sie sind Deutsche im Sinne unseres Grundgesetzes. Wir erwarten zu Recht von allen Menschen, dass sie sich an das Grundgesetz halten, dann sollten wir es auch selber tun und auch den Kindern vermitteln: Sie werden hier gemeinsam aufwachsen, sie werden hier miteinander studieren, hier ihre Wohnung bauen, hier ihre Arbeitsplätze einnehmen.

Ich glaube, das ist etwas, was wir auch im eigenen Denken vielleicht noch umstellen müssen. Wenn wir über christliche und muslimische Kindererziehung reden, dann reden wir nicht mehr über Deutsche und Ausländer, wir reden von der zweiten und dritten Generation von Deutschen verschiedener Herkunft. Und wenn wir das den Kindern vermitteln: Ihr gehört zusammen, ihr habt eine gemeinsame Zukunft hier in diesem Land, dann ist das für die alltägliche Erziehung ein ganz wichtiger Akzent.

**Lamyia Kaddor:** Eben hat eine Dame gesagt, sie arbeite in einem Brennpunkt-Stadtteil mit über 50 Prozent »Ausländern«. Da habe ich schon tief durchgeatmet und gedacht, wenn eine Erzieherin schon von »Ausländern« spricht, dann zeigt es einmal mehr, dass der Integrationsgedanke vor allem auch in den Köpfen der Mehrheitsgesellschaft erst noch ankommen muss. Ich möchte hier bestreiten, dass 50 Prozent in diesem Stadtteil »Ausländer« sind. Ich denke, viele von ihnen werden »Deutsche« sein – mit dem zusätzlichen Merkmal eines Migrationshintergrunds. Solange die Mehrheit immer noch sagt: Ausländer, Migranten, Türken – haben wir ein Problem. Das kann ich nicht stehenlassen.

Ich identifiziere mich vermutlich mit den gleichen Werten wie Sie alle hier. Ich bin loyale deutsche Staatsbürgerin und möchte im Gegenzug bestimmte Rechte für mich einfordern, die Sie mir, wenn Sie mich als Ausländerin bezeichnen, nicht zugestehen. Ich bin keine Migrantin, ich bin niemals nach Deutschland eingewandert, das waren meine Eltern. Ich bin hier geboren worden, so wie die meisten hier im Raum. Wir können schlecht von Kindern erwarten, dass sie sprachfähig werden in diesem Bereich, wenn wir es selbst nicht einmal können. Gerade Kinder sind nicht in der Lage, sich diese Differenzen klarzumachen; für sie bestehen diese Differenzen einfach nicht. Es gibt für sie nicht *die* Ausländer, *die* Migranten, *die* Deutschen mit und ohne Migrationshintergrund, sondern für sie sind wir zunächst einmal alle nur Herr Koc, Frau Kaddor, Herr Blume und so weiter. Vielleicht sollten wir uns ja davon eine Scheibe abschneiden. Das wäre mir persönlich sehr wichtig.

Aber jetzt komme ich zum Unterricht: Ich unterrichte Islamkunde in deutscher Sprache, in Dinslaken, ebenfalls in einem »Brennpunkt-Stadtteil«, in

dem auch über 50 Prozent Menschen mit Zuwanderungsgeschichte leben – so sage ich es immer, obwohl mir diese Umschreibung auch gegen den Strich geht, weil sie entweder ausschließt oder vereinnahmt. Ich unterrichte zurzeit an einer Hauptschule die Klassen sieben bis zehn.

Eine wichtige Frage lautet: Was kann ich in meinem Unterricht dazu beitragen, dass man sich öffnet? Wie Sie sich vorstellen können, ist das bei Kindern, die gerade in der Pubertät stecken, schon an sich eine Leistung, erst recht, wenn man ihnen erklären soll, dass der andere genauso viel wert ist wie man selbst. Gerade beim Thema Religion erlebe ich nach dem 11. September zunehmend auf beiden Seiten Abgrenzungsversuche.

Ich kann mich gut an das letzte Jahr erinnern: Ich unterrichte in der Regel nur muslimische Schülerinnen und Schüler. Im letzten Schuljahr war es so, dass ich die katholische Religionslehrerin in der zehnten Klasse vertreten sollte, die erst einmal zwei Wochen krankgeschrieben war. Ich dachte: »Na gut, zwei Wochen kannst du ja alle unterrichten, macht ja nichts.« Ich habe mir gedacht, ich nehme ein möglichst offenes Thema, das nicht typisch muslimisch ist. Ich will ja niemanden missionieren. Ich bin froh, wenn ich unseren Kindern erklären kann, was sie eigentlich als Muslime ausmachen könnte. Wenn ich das schaffe, ist das schon super. Deshalb war es für mich wichtig, wirklich interreligiös zu unterrichten, also in Richtung Abraham oder die Schöpfungsgeschichte. Ungeachtet dessen bildeten sich in der Klasse sehr schnell Gruppen. Die Schülerschaft strukturierte sich in die »Türken«, die »Deutschen« und alle übrigen.

Es stellte sich heraus, dass die katholische Religionslehrerin längere Zeit erkrankt sein wird, und weil die Schule sich gerade im Auflösungsprozess befindet und nicht mehr genügend Lehrkräfte da waren, fragte mich der Schulleiter, ob ich bereit wäre, die gesamte Klasse zu unterrichten, also die christlichen und muslimischen Schüler, aber auch die atheistischen Schüler? Ich dachte: Ja, gut, unterrichtest du sie mal alle gemeinsam, mal sehen, was dabei rumkommt.

Das war auch für mich ein spannendes Projekt. Es brachte mich stark an die fachlichen Grenzen. Da muss man sich als Erzieher oder als Pädagogin schon enorm einarbeiten. Am Anfang meiner Arbeit zeigte ich einen islamkritischen beziehungsweise einen sehr hetzerischen Anti-Islam-Film. Ich wollte sehen, wie die jeweiligen Gruppen darauf reagieren. Was sagen muslimische Schüler, wenn man bewusst als Terrorist dargestellt wird, und wie reagieren Personen, die eben nicht Muslime sind, aber im gleichen Alter?

Nach fünfzehn Minuten sagte einer der deutschstämmigen Schüler: »Die Aussagen des Films sind doch richtig. Ihr Ausländer nehmt uns ja wirklich die Arbeitsplätze weg, Frau Kaddor.« Sie können sich vorstellen, dass die Reaktion seitens der nicht-deutschstämmigen Schüler alles andere als erfreut war. Ein anderer Schüler erklärte, er würde nie eine türkische Freundin haben wollen, damit er nicht die ganzen Brüder am Hals habe. Eine muslimische Schülerin meinte: »Ich will dich als Deutschen ohnehin nicht. Du hast ja weder Werte noch sonst irgendwas.« Die Diskussionen schaukelten sich hoch.

Ich habe in den drei Monaten mehr Sozialarbeit als Unterricht gemacht. Aber mit der Zeit bewegte sich etwas in der Klasse. Wir sind gemeinsam in

die Kirche und in die Moschee gegangen. Sie sind alle mitgegangen, und nach und nach kamen sie miteinander klar. Wir haben dann sogar noch gemeinsame Freizeitprogramme durchgeführt. Aber das dauerte eben geschlagene drei Monate, bis der Erste mal bereit war zu sagen: »Ja gut, wir gehen mal mit denen zu so einem Grill-Abend.« Am Ende haben sich die Schüler, die diese diskriminierenden Sätze rumgebrüllt hatten – »Die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg« und »Die Deutschen sind alle Scheiße« –, sogar vor der Klasse entschuldigt.

Ich will nicht sagen, dass jetzt alle »geheilt« sind. So schnell lassen sich Vorurteile gewiss nicht abbauen. Was ich aber sagen will: Es gehören mehrere Faktoren dazu. Einmal der Pädagoge, der da vorne steht und ein unheimliches Fachwissen haben muss, gerade im interreligiösen, interkulturellen Bereich. Dann die äußeren Einflüsse durch Eltern, Freunde, Medien etc. Und schließlich die Schüler, die sich in den ersten Schuljahren über ihren eigenen Glauben oder über ihre eigene Identität klar werden müssen, damit sie sich in höherem Alter mit anderen austauschen können. Ich bin mir sicher, dass die Vorurteile bei vielen der Schüler in meiner Klasse noch weiterhin in den Köpfen bleiben werden. Wahrscheinlich werden sie den gesamten Unterricht über kurz oder lang vergessen, aber eines werden sie behalten, dass man nämlich doch irgendwas gemeinsam hat.

Bei dem Ehepaar Blume ist es ja relativ praktisch. Bei Ihnen läuft es wahrscheinlich prima. Das kann ich mir gut vorstellen. Das ist bei den Eltern meiner Schüler in der Regel nicht so, die kapseln sich eher ab, und die Kinder übernehmen dieses Verhalten. Man ist Deutscher, man spricht Deutsch, lebt in Deutschland, man identifiziert sich vermutlich mit der gleichen Musik zum Teil, mit der gleichen Kultur zum Teil, mit gleichem Essen und Vorlieben. Also so unterschiedlich sind wir nicht. Und deshalb ist der Islamkundeunterricht oder der islamische Religionsunterricht aus meiner Sicht auch deshalb notwendig, regulär in jeder Schule, in jedem Bundesland.

[...]

Ich wünsche mir ein Christentum, das keine Angst hat vor der Zukunft, sondern das sich seiner Geschichte ohne Überheblichkeit bewusst ist und dabei Offenheit ausstrahlen kann. Dann braucht man vor der Begegnung mit Muslimen, mit Juden, mit anderen Minderheiten keine Angst zu haben.

Mir geht es dabei so wie demjenigen, der die Wunderlampe gerieben hat und drei Wünsche frei hat. Der erste Wunsch: Ich möchte islamischen Religionsunterricht an jeder öffentlichen Schule in Deutschland, mit Lehrerinnen und Lehrern, die an deutschen Hochschulen ausgebildet worden sind. Dafür brauchen wir mehr Lehrstühle.

Der zweite Wunsch ist der nach einer fairen innerislamischen Debatte, in der wir Muslime in Deutschland unsere eigene Identität finden können. Und der dritte Wunsch ist der, dass wir Sie mit dieser Euphorie, die aus guten Beispielen wie dem geschilderten erwächst, ein bisschen anstecken können.